

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 19 (1929)
Heft: 44

Artikel: Im Auto durch Palästina und Transjordanien [Fortsetzung]
Autor: Kellersberger, Armin
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-646560>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das neue Schulhaus im Wasen.

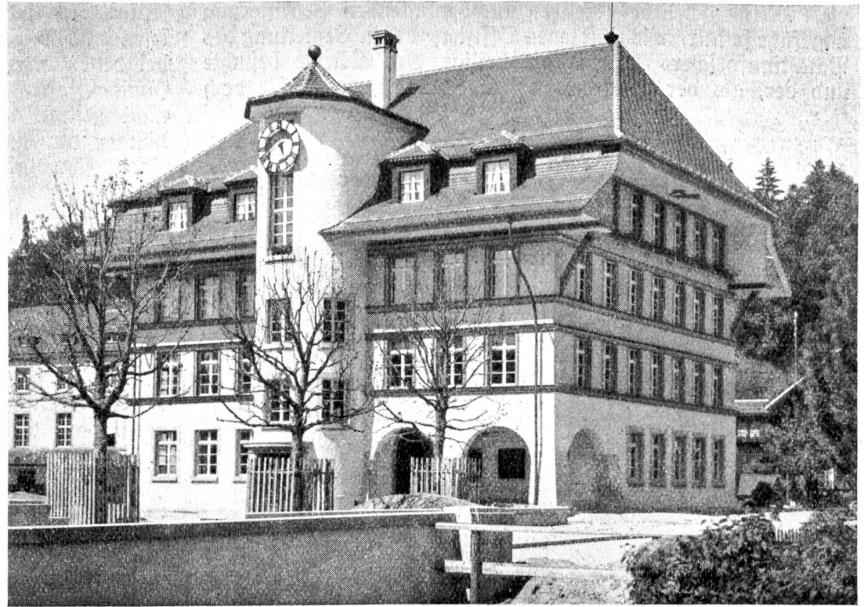
In den letzten Jahren sind vielerorts im Bernbiet neue, schöne Schulhäuser gebaut worden, die den neuzeitlichen hygienischen Anforderungen in jeder Beziehung entsprechen, die aber darüber hinaus in einem ansprechenden heimatischen Baustil gehalten sind. Auch die emmentalische Gemeinde Wasen hat ihr neues, prächtiges Schulgebäude erhalten. Trotzdem es sich im Grunde nur um einen wohl gelungenen Umbau handelt, so darf man doch von einem durch und durch neuen Gebäude sprechen. Das alte Schulhaus paßte mit seinem unschönen Turm herzlich schlecht in das heimelige Dorfbild, während sich der heutige Bau gar trefflich einfügt. Wasen hat in den letzten Jahren überhaupt einen großartigen Aufschwung genommen. Es ist nicht mehr der abgelegene, einsame Ort, wo sich die Füchse und Hasen gute Nacht sagen. O nein, hier pulsiert lebhaftes Leben. An schönen Sonntagen stellen sich oft Hunderte ein, die im altbekannten „Rögli“ ein wahrhaftes Mittagessen einnehmen wollen. In baulicher Beziehung wurde sehr viel getan. Verschiedene Häuser wurden umgebaut, die Fassaden farbig gestaltet, z. B. beim „Rögli“, wobei sich die Besucher von ersten und anerkannten Künstlern, so Meister Lind, beraten ließen. Der Dorfplatz wurde zu einem Bijou baulicher Gestaltung umgebaut und erhielt nun seine Krönung durch das neue Schulhaus. Vollendet wird er durch das neue Postgebäude, das in diesen Tagen fertig wird.

Wasen erhielt im Jahre 1821 sein erstes Schulhaus. Es wurde in der Nacht vom 4. auf den 5. Juni 1853 das Opfer eines gewaltigen Hochwassers. Die Turmuhr hatte nachts 11 Uhr geschlagen — so berichtet die Chronik — als die Fluten des Kurzeneibaches, die zu doppelter Mannshöhe angewachsen waren, unter fürchterlichem Krachen das so mächtige Gebäude samt Orgel und gesamtem Mobiliar wegriß und alles vernichtete.

Das Schulhaus, das man damals baute, genügte den heutigen Ansprüchen längst nicht mehr. Der Neubau wurde beschlossen und Herrn Architekt Böhberger übertragen. Das alte Erdgeschoß wurde herausgenommen, so daß längere Zeit erster und zweiter Stock und der Dachstuhl auf provisorischen Stützen ruhten. Dann wurde unterkellert, wurden die neuen Teile aufgeführt, dem Dachstuhl das heimelige Gepräge der lokalen Architektur gegeben, der alte, unschöne Turm entfernt. Ganz besondere Sorgfalt wurde auf die Innengestaltung gelegt. Gänge und Zimmer sind überall farbig gehalten, nach den Angaben von Kunstmaler Lind. Kein Raum ist gleich wie der andere. Dabei wurde Rücksicht auf die Lage des Zimmers und die Lichtverhältnisse genommen. So entstanden helle, große, heimelige Schulstuben.

Das Schulhaus enthält im Keller eine Haushaltungs-Schulküche samt dem zugehörigen Theorierzimmer, einen Archivraum, einen Heizungs- und Kohlenraum, einen Abwartkeller und einen Raum für ein später einzubauendes Brausebad. Im Erdgeschoß finden wir den Gemeindefaal, das Lehrzimmer und ein Unterrichtszimmer. Der erste und der zweite Stock enthalten je 4 Unterrichtsräume. Im Dachstock sind ein Arbeitsschulzimmer, ein Bibliothekszimmer, eine Milch- und Suppenküche sowie ein Raum für die Schülerpeisung und die Abwartwohnung untergebracht.

Der fortschrittlichen Gemeinde Wasen darf man zu ihrer Tat herzlich gratulieren. Sie zeugt von einer richtigen Erkenntnis der modernen Schulerziehung. F. V.



Das neue Schulhaus im Wasen.

(Arch. Böhberger, Burgdorf.)

Im Auto durch Palästina und Transjordanien.

12

Skizzen und Bilder von Armin Kellersberger.

(Fortsetzung.)

Treten wir ins Innere der Kirche, so umfängt uns zuerst ein mystisches Halbdunkel. Bald gewöhnt sich das Auge daran und erblickt zunächst den sogenannten Salbungstein, eine gelbrötliche Marmorplatte, auf der die zwei heimlichen Jünger Joseph von Arimathia und Nicodemus den Leichnam Jesu eingesalbt haben sollen. Zur Linken öffnet sich das Tor in die Hauptkirche, in den eigentlichen Grabesdom, zum Heiligen Grab. Dieses liegt mitten unter einer von 18 Säulen getragenen, 20 Meter im Durchmesser haltenden, eisernen Kuppel. Ueber der Grabesstätte, innerhalb des gewaltigen Domes, ist ein kleines Kirchlein in byzantinischem Stil gebaut. Steinbänke und riesige Leuchter umgeben seinen Vorplatz. Von hier tritt man in die sogenannte Engelskapelle, in deren Mitte der Stein liegt, auf dem sich bei der Auferstehung der Engel gesetzt haben soll. Darauf gelangt man durch ein niedriges Pfortchen in die eigentliche Grabkapelle. Rechts vom Eingang befindet sich der marmorne Grabstein. 43 Lampen leuchten von der Wölbung auf ihn hernieder und entfalten in der kleinen, kaum 4 Personen fassenden Grabeshöhle einen Glanz, der einem glauben machen könnte, die biblische Verheißung: „Sein Grab wird herrlich sein“ habe wirklich hier ihre Erfüllung gefunden. Sei dem so, oder sei das Grab Jesu eher da zu suchen, wo es General Gordon, der Held von Chartün gefunden zu haben glaubt, nämlich draußen in einer weihvoll stillen Gegend vor dem Damaskustor, so gibt es doch auf dem ganzen Erdenrund keinen Ort, der für unzählige Menschenseelen von tieferer Bedeutung wäre als dieses leere Grab. Welch' lebendiger Strom sich aus ihm über alle Welt ergießt, kam uns auf das Erhebenste zum Bewußtsein, als wir am 20. April 1929 Pilgerscharen aus allen Ländern voll demütigen Glaubens und kindlicher Hingabe an Gott hier in Tränen ihre Andacht verrichten sahen; als uns im Geringsten der Pilger das unerschütterliche Vertrauen auf den Erlöser und auf das von ihm verkündete Evangelium als das höchste Gut eines Menschen mit ergreifender Deutlichkeit entgegentrat. Zweifel an der Echtheit der Grabesstätte ließen uns angesichts der so

viele Mitmenschen beseligenden und beglückenden Begeisterung ungefähr so kalt, wie einst jenen Offizier, der in Begleitung des Palästinaforschers Lynch die heilige Grabeskirche besuchte und der, als der Cicerone zu ihm bemerkte, er möchte doch



Jerusalem. Via dolorosa.

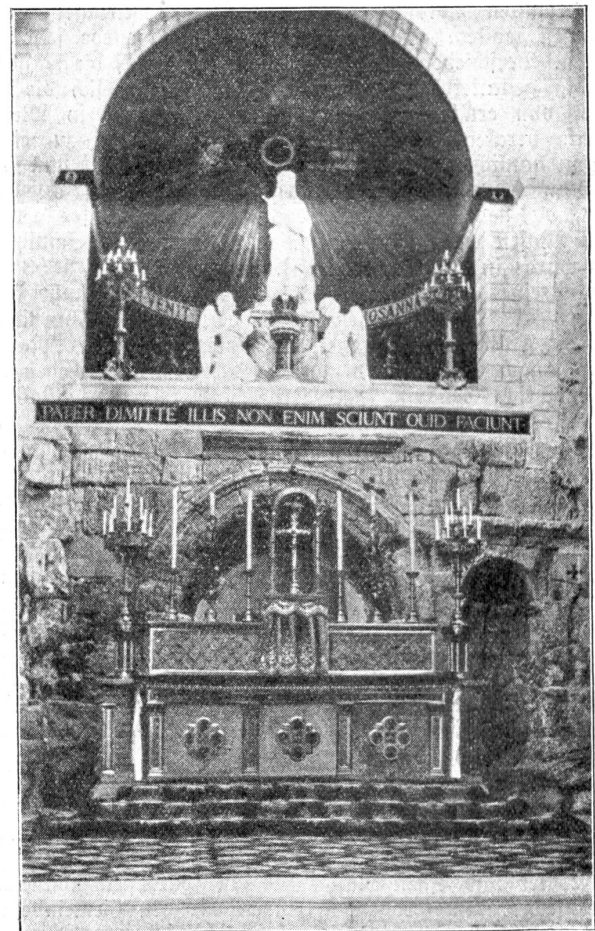
ja nicht glauben, daß dies die echte Stätte des Grabes Christi sei, ihn zurecht wies mit den Worten: „Behalten Sie ihre Zweifel für sich! Ich weiß, daß hier oder doch ganz in der Nähe der Erlöser begraben wurde und das genügt mir!“ (Dr. Sepp, Jerusalem u. das hl. Land.)

Im Gegensatz zu dem rührenden Eindruck, den der ebenso schlichte, als tief und lebendig gefühlte Glauben der Pilger auf uns machte, befremden einen hier aber viel Neußerlichkeiten, viel allzu Menschliches, nicht zum Wesen der Religion Christi Gehöriges, sowie mancherlei Überglauben und besonders auch eine Reliquienverehrung, die zum Teil an heidnische Gebräuche wie z. B. an den altägyptischen Osiriskult gemahnt. Wenig erbaulich, ja wie eine Bestätigung des Ausspruches: „Du Sublime au ridicule il n'y a qu'un pas“ nimmt sich auch die geldgierige Art und Weise aus, wie hier mit der gleichgültigsten Miene der Welt von Priesterhand die Weihe von Rosenkränzen, Kruzifixen usw. gewerbsmäßig besorgt wird. Wenn sich trotzdem die meisten Pilger unbeirrt ihrer Andacht hingeben und sich nicht zuletzt auch durch die als Symbol des alles überstrahlenden himmlischen Lichtes festlich leuchtenden, zahlreichen Lampen in eine höhere, weltferne Stimmung versetzt fühlen, so fehlt es andererseits doch auch nicht an solchen, die bei aller Ehrfurcht vor den heiligen Stätten, der „Lampen- und Rosenkranzhandlung Jerusalem-Bethlehem“ nur mit gemischten Gefühlen zu gedenken vermögen. Daß das gegen-

seitige Sich-Ueberschreien der griechischen Priester beim Messelesen und die Prozessionen der verschiedenen Konfessionen, bei denen öfters Kollisionen und solenne Schlägereien vorkommen sollen, der Andacht nicht sehr förderlich sind, braucht nicht gesagt zu werden. Unwillkürlich bleibt da der Blick hängen an einer Erscheinung: an der Hand Jesu, die den Strick schwingt, und man ertappt sich bei dem frommen Wunsch, es möchte im Sinn Christi (Matt. 21, 12, 13) hier wieder einmal zu einer Tempelreinigung kommen.

Von der großen Grabrotunde aus betreten wir das Innere der den Griechen gehörigen, Katholikon benannten Kreuzfahrerkerche, die aus der Zeit der Kreuzfahrer stammt und die, früher von der Grabeskirche getrennt, jetzt mit derselben zu einem Ganzen verschmolzen ist. Ein Säuln Stück in der Mitte der griechischen Katholikonkapelle soll nach einer alten Fabel die Mitte der Welt bezeichnen. Hier befinden sich außerdem die Kapelle der Kleiderverteilung, die der Verspottung oder Dornenkrönung und, 13 Stufen tiefer, die Kreuzfindungskapelle, wo bei den letzten Stufen der Fels zum Vorschein kommt. Unweit von dieser Kapelle wird ein Stück der Geißelungssäule aufbewahrt.

Zum Besuch von Golgatha, der sogenannten Calvarienstätte, steigt man — immer innerhalb der Grabeskirche — eine Treppe hinan. Statt den in unserer Vorstellung fest verankerten, freistehenden Kreuzigungshügel,



Jerusalem. Altar im Seitenbogen des römischen Triumphbogens (Ecce-homo-Bogen).

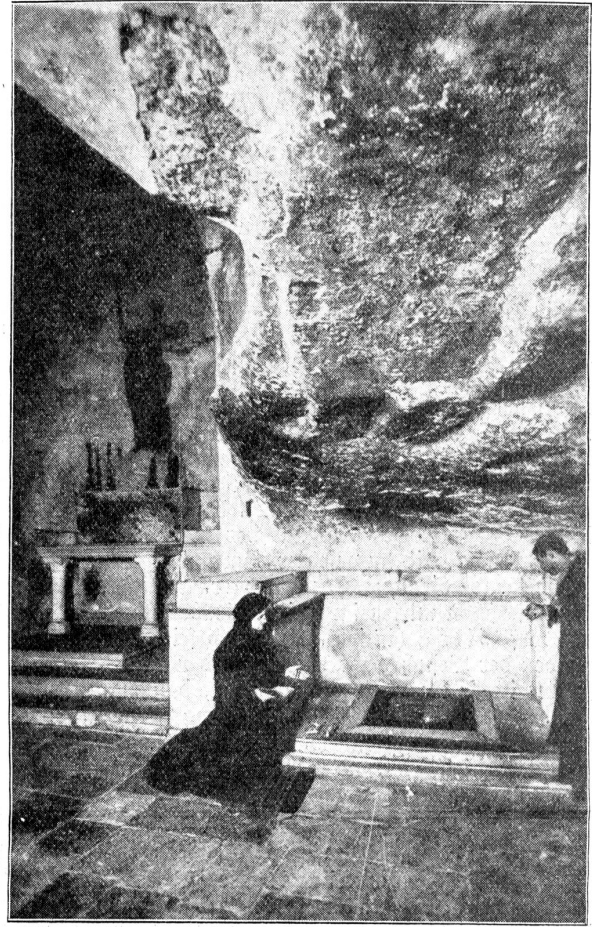
d. h. die Anhöhe namens Golgatha oder Kalvaria vor uns zu haben, finden wir aber oben zu unserm nicht geringen Erstaunen wieder eine Kirche mit verschiedenen Kapellen. Die erste Kapelle, zu der wir gelangen, ist die eigentliche

Kapelle der Kreuzeserhöhung, in der eine in Silber gefasste Öffnung die Stelle bezeichnet, wo das Kreuz Christi im Felsen gesteckt haben soll. In der Nähe liegt der Felsen mit dem Spalt, von dem behauptet wird, er erstreckte sich bis zum Mittelpunkt der Erde. Daneben liegen die Kreuzannagelungskapelle, die Kapelle Mariae oder Schmerzenskapelle und unter der Kreuzerhöhungskapelle die Adamskapelle.

In die Grabeskirche mündet mit den 5 letzten von ihren 14 Stationen die Via dolorosa, auf welcher der Heiland beim letzten schweren Gang nach Golgatha sein Kreuz trug und unter der Last erschöpft zusammenbrach. Die einzelnen Leidensstationen sind durch Marmortafeln bezeichnet, denen aber keine historische Bedeutung zukommt, da der Verlauf der Straße nicht sicher ist. Ein hoch über der schmalen Gasse angebrachter bogenförmiger Verbindungsweg, der noch aus römischer Zeit stammen soll und den mittleren Durchgang eines Triumphtores gebildet zu haben scheint, heißt noch heute Ecce-homo-Bogen. Er würde als der Eingang zur herodianischen Antoniaburg zu betrachten sein. Hier soll Pilatus über Jesus Gericht gehalten und beim Anblick des dornengekrönten göttlichen Dulders zum Volke die Worte: „Ecce homo“, „Sehet wohl! ein Mensch“ (Joh. 19, 5) gesprochen haben. Von diesem Triumphbogen ist ein Seitenbogen im Chor der benachbarten Kirche des Ecce-homo-Klosters, das über dem Palast des Pilatus steht, erhalten. Eine Kloster-Schwester führt uns zur Klosterkirche, wo wir den Altar der Kirche in diesem Seitenbogen eingebaut sehen. Dann führt sie uns in den hinteren Teil des Klosters, wo sich das „Steinpflaster“ befindet, das im Evangelium Gabbatha genannt wird. Auf diesem Steinpflaster lagen die römischen Soldaten während der Gerichtsverhandlungen herum und kürzten sich die Zeit mit Würfelspielen. Die Klosterschwester zeigt uns Figuren eingeritzt auf dem Steinpflaster, es sind Zeichnungen, die die römischen Soldaten zum Würfelspiel benutzten. Am Ende des Steinpflasters waren die Steinplatten von Furchen durchzogen. Hier begann der Weg zur Hinrichtungsstätte. Wir befinden uns hier also am Anfang der Via dolorosa, des Leidensweges Christi. Vom Ecce-homo-Bogen geht die Straße ziemlich eben zum Stephanstore hin, in dessen Nähe der Bethesda- oder Schafteich liegt. Am Eingang zu diesem Teich ist die Erzählung des Johannevangeliums, wonach Jesus hier einen Lahmen heilte (Joh. 5, 2), in mehr als vierzig Sprachen angeschlagen.

Hier betreten wir das ungeheure, rings von Mauern mit mehreren Pforten eingerahmte Viereck des alten Tempelplatzes auf dem Gipfel des Berges Zion = Moria. In der Mitte des Platzes, wo erwiesenermaßen einst der herrliche Salomonische Tempel stand, in welchem Jesus lehrte und das prophetische Wort vom Untergang Jerusalems sprach, erhebt sich wie die Verwirklichung eines Traumes aus Tausend und eine Nacht das architektonisch schönste Monument Jerusalems, der von einer gewaltigen Kuppel überwölbte Felsendom, fälschlich vielfach Omarmoschee genannt. Er ist ein künstlerisch vollendeter, reich verzierter Kuppelbau, der den Mohammedanern als Betstätt dient. Der Kern und das Zentrum des Ganzen, von den Mohammedanern fanatisch verehrt und ängstlich gehüteten Heiligtums bildet der heilige Fels, der dem Tempel den Namen gab und an den sich eine ganze Reihe von Fabeln knüpfen. In ihm erblicken die Anhänger Mohammeds die Fußspuren des Cherub, auf dem der Prophet in den Himmel geritten sei, ferner die des Ben Aissa, mit welchem Namen sie den von ihnen als Propheten verehrten Christus bezeichnen. Bei der Himmelfahrt Mohammeds soll der Fels dem Propheten einige Meter nachgeschwebt sein und sich in dieser schwebenden Lage Jahrhunderte lang gehalten haben, bis

ihn Sultan Selim, „weil Frauen bei dessen Anblick vor Schrecken zu früh niederfielen“, an vier Ecken künstlich unterstützen ließ.



Der Altar, den Erzherzog Maximilian von Oesterreich, der nachmalige Kaiser von Mexiko und dessen unglückliche Gattin in der Selenkapelle von Golgatha in Jerusalem erbaut haben. Rechts die Stelle, an der das Kreuz, an dem Christus starb, eingerammt war.

In der Höhle unter dem Felsen, auf dem Abraham seinen Sohn Isaak opfern sollte, und wo der Brandopferaltar Salomos errichtet wurde, durchbricht ein viereckiger Schacht das Gestein. Man glaubt hier einen Abzugskanal für das Blut der Opfertiere vor sich zu haben, der nach dem Kidrontale führt. Es liegt um so näher, die Höhle für jenen Kanal und den durchlöchernten Felsen für die Stätte des Brandopferaltars des ehemaligen Jehovatempels zu halten, als auch die Traditionen der alten Rabbiner belegen, das Blut der Opfertiere sei durch einen unterirdischen Kanal in den Kidronbach abgelaufen. Unsere bis zum Entzücken gesteigerte Bewunderung des stilvollen mohammedanischen Felsentempels machte hier unten einer Stimmung Platz, die beherrscht war vom Gedanken an das widerliche Schauspiel des Schlachtens nach dem Gebot des Schächtens (ohne vorherige Betäubung), das gemäß alter Ueberlieferung göttlichen Ursprungs sein soll (5. Buch Moses 12, 21). Freundlicher als die Vorstellung von den „Sünden Gottes“ bei den unsäglichen Leiden der Kreatur berührt einem die religiöse Vorschrift über die Lebensschonung der Opfertiere, wonach Quälereien und Verletzungen streng verboten waren. Zum Glück für die Tiere im allgemeinen lebt der Geist dieser Vorschrift noch bei den tierfreundlichen Kindern Israels. Vom Bruchstempel des Jehovah, des „Gottes der Rache“, aber ist trotz der diesem schrecklichen Gott nach seiner Wei-

lung dort dargebrachten Opfern kein Stein auf dem andern geblieben.

Südlich von der Felsenmoschee führen einige Stufen abwärts zu der Moschee el-Mschä, die früher im Besitz des Templerordens, also eine christliche Kirche war. Sie schließt als großer Gebäudekomplex den Tempelplatz nach Süden harmonisch ab. Von den Fenstern der Seitenkapelle, die sich an den vordern Teil der Moschee anschließt, sieht man hinunter ins Kidrontal und auf das Dorf Siloa. Zu bedauern ist die Verschandelung, die ihr Inneres durch Ueberfünken der schönen Wandverzierungen erleiden mußte, weil man sie im Jahre 1898 auf den Besuch des Deutschen Kaisers „herauspuken“ wollte. An der Ostseite des Tempelplatzes befindet sich der Eingang zu den sogenannten Ställen Salomos. Ein paar Treppen führen hinunter zum Fundament des Tempelplatzes, wo man die mächtigen leeren Gewölbe betritt, die sich unter einem Teil des Platzes hinziehen. Aus diesen unterirdischen Gewölben treten wir gern wieder an das helle Licht des Tages. Auf der Ringmauer, die nach Osten den Tempelplatz einfacht, erfreuen wir uns im vollen Glanz der Sonne der herrlichen Aussicht über das mit seinen Gräbern zu unsern Füßen liegende Josaphattal, und auf den gegenüberliegenden Delberg. Sinnend werfen wir noch einmal einen Blick hinüber zum Garten Gethsemane. Weiter westlich beim Bach Kidron erblicken wir das stolze Grabmal des Absalom in Gestalt eines Prismas mit aufgesetzter Pyramide, ferner das ähnlich aussehende Grabmal des Zacharias und andere Grabmäler, die schon mitten im weiten Gräberfeld stehen, das sich zum Dorf Siloa hinzieht. Während seit Jahrzehnten allen Fremden der Besuch des Tempelplatzes und des Felsendomes gestattet ist, soll es selten vorkommen, daß man hier Juden sieht. Es soll dies auf die Befürchtung zurückzuführen sein, sie könnten irgendwo unbewußt die Stelle betreten, wo sich das Allerheiligste des alten Tempels befunden hat.

(Fortsetzung folgt.)

Fabrik für Kriminalromane.

Von Mario Mohr.

Manchmal, wenn man einen Kriminalroman verschlingt, hält man mittendrin inne, den Finger als Buchzeichen, und wundert sich, woher der Autor diese atemlose Phantasie und alle diese tollen Einfälle wohl her hat. Dann meint man, er müsse wohl selbst so eine Ausgeburt Unmenschen sein oder zumindest unter Verbrechern leben, dabei der Intimus des Polizeichefs sein. Spion, Abenteurer, galanter Liebhaber, Fälschmünzer, Giftbrauer und alles zugleich. Und man würde jeden erschlagen, der da behauptet, der Verfasser sähe mit Filzpantoffeln und einer Pfeife im Mund vor seiner kleinen Schreibmaschine und tippe das alles nur so hin.

Wie entsteht so ein Kriminalroman?

Mein Freund, der Kriminalschriftsteller, hat mir einmal seine kleine Fabrik gezeigt.

Da ist zuerst ein dicker Schrank mit tausend Fächern. In diesen Fächern ruhen sorgsam geordnet eine Flut von Zeitungsausschnitten, jahrzehntelang gesammelt. Jeder deklassierte Beruf, jedes nur erdenkliche Verbrechen hat sein besonderes Fach. Da ist ein Stoß schon angegilbter Zeitungen: die gesamten Raubmorde der letzten zwanzig Jahre. Da ist ein Gefach, das alle Giftmorde und alle Giftmordprozesse bewahrt. In anderen Fächern sind Nachrichten von Fälschspielern, Fälschmünzern, von Fassadenkletterern, Heiratswindlern; von den Ringneppern bis zu den Raubmördern hat jeder Verbrecherberuf, jedes Verbrechen sein Gefach.

In einem anderen Schrank ruhen Prozeßberichte, in einem dritten ist eine kriminalistische Bibliothek untergebracht und in einem vierten sind Atlanten, Städtepläne, Stadtbilder, Bäderprospekte, Kursbücher, Reiseführer.

Das alles ist das Handwerk.

Und die Geburt eines neuen Werkes? Der göttliche Funke? Die Idee?

Das ist zumeist der Herr Verleger.

Wenn so ein neues Werk entstehen soll, dann haben Autor und Verleger erst einmal eine Konferenz.

Der Verleger sagt beispielsweise:

„Hören Sie, mein Lieber, das Publikum hat sich in den letzten zwei Jahren wieder einmal vollständig umgestellt. Es will Gentlemanverbrecher haben. Hochstapeleien, Münzfälschungen, Wechselbetrüge en gros. Ueberhaupt großzügig muß alles sein. Sie können auch Einbrüche bringen, aber dann muß mindestens ein ganzes Warenhaus ausgeräumt werden. Es kann, wie gesagt, auch Wechselbetrug sein. Aber dann muß es sich mindestens um eine Goldmillion handeln. Vielleicht ein Einbruch in die Goldtresore der Reichsbank. So was zieht.“

Der Autor nickt mit dem Kopf, macht sich ausgiebige Notizen und fragt:

„Und wie ist es mit den Kapitalverbrechen?“

„Gifte, mein Lieber, seltsame und neuartige Gifte. Damit bin ich einverstanden.“

„Milieu?“

„Milieu mindestens sehr elegant. Wie gesagt: große Hochstapler. Gelegentlich ein paar kleine Verbindungen zur Unterwelt natürlich, primitive Verbrecherwelt der Vorstadt.“

„Und wo soll die Sache spielen?“

„Bunt, bunt. Berlin, Paris, Ausland, Bäder, Lido, Venedig. Wo Sie wollen. Sie waren doch letzten Sommer in Dalmatien. Das läßt sich doch mitverwerten.“

„Uebliche Länge?“

„Nicht allzu lang. Ziemlich gedrängt, knapp, kurz. Etwa einhundertachtzig bis zweihundert Seiten. Uebrigens möglichst bald natürlich. Und Ihre Beteiligung, wollte ich Ihnen noch sagen...“

Am Abend setzt sich der Kriminalschriftsteller vor seine großen Gedächtnisschränke und sucht. Er holt die Mappe „Gentlemanverbrecher“, sucht unter H nach Hochstapeleien, unter M nach Münzfälschungen, unter W nach Wechselbetrügen. Er holt zur Vorsorge noch mit was im Gefach Da) ist: Diebstähle a) gröhste. Obenauf legt er die Mappe „Giftmorde und Giftmörder“. Dann sucht er aus der Bibliothek einen Band über Münzverbrechen und ihre Bekämpfung, ein Band über Gifte wird noch mitgenommen. Aus dem letzten Schrank holt er allerhand Prospekte vom Lido, von der Schweiz; Notizen, die er sich in Holland gemacht hat, den Bädeder von Paris und den von Budapest.

Das alles stapelt er auf seinem Nachtschrank auf, geht drei Tage mit den Hühnern ins Bett und liest bis früh um fünf. Liest bis sein armer Kopf zum Plagen voll ist mit tausend Dingen, Verbrechen, Prozessen. Dann tut er einen Tag gar nichts und das wüste Durcheinander in seinem Kopf beginnt sich langsam zu ordnen. Die Erinnerung an siebenundzwanzig Giftmordprozesse vermischt sich zu einem. Das absonderliche, außergewöhnliche, interessanteste aller Fälle rankt sich um diesen einen. Aus dem Heer der Verbrecher, Diebe, Hochstapler, Giftmörder, die er aus seinem Erinnerungsschrank hervorzauberte, kristallisieren sich ein paar Typen. Den einen Wechselbetrug hat er behalten, weil er so originell und komisch war, den wird er verwenden. Und alles, was ihm in der Erinnerung blieb, was aus Vielem und Sonderbarem zu einem Einigen zusammenwuchs, das wird verarbeitet.

Aus dem Ganzen wächst die Masse, die die vom Verleger geforderte Idee füllt. Auch die Vertikalkheiten erwachsen nach Wunsch.

Jetzt sitzt der Autor vor seiner Maschine und beginnt zu tippen. Zeile wächst an Zeile. Sein kriminalistisch fachlich gekultes Hirn ist gefüllt und gepfropft mit den notwendigen Erinnerungen, er schöpft aus dem Vollen. Blatt für Blatt zieht er aus der Maschine. Rings um ihn liegen Zettel, Zeitungsausschnitte, aufgeschlagene Bücher, liegt in einer Flut von Exzerpten die ganze Phantasie, die uns vier Wochen später erstaunen und erschauern machen wird.